

# Die Neue Welt

Nr. 35

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1899

## Prometheus.

Bedecke Deinen Himmel, Zeus,  
Mit Wolkendunst  
Und übe, dem Knaben gleich,  
Der Disteln köpft,  
An Eichen Dich und Bergeshöh'n!  
Mußt mir meine Erde  
Doch lassen stehn,  
Und meine Hütte, die Du nicht gebaut,  
Und meinen Herd,  
Um dessen Gluth  
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts Hermeres  
Unter der Sonn' als Euch, Götter!  
Ihr nähret kümmerlich  
Von Opfersteinern  
Und Gebetshauch  
Eure Majestät  
Und darbtet, wären  
Nicht Kinder und Bettler  
Hoffnungsvolle Choren.

Da ich ein Kind war,  
Nicht wußte, wo aus noch ein,  
Kehrt' ich mein verirrtes Auge  
Zur Sonne, als wenn drüber wär'  
Ein Ohr, zu hören meine Klage,  
Ein Herz wie mein's,  
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir  
Wider der Titanen Uebermuth?

Wer rettete vom Tode mich,  
Von Sklaverei?  
Hast Du nicht Alles selbst vollendet,  
Heilig glühend Herz,  
Und glühtest jung und gut,  
Betrogen, Rettungsdank  
Dem Schlafenden da droben?

Ich Dich ehren? Wofür?  
Hast Du die Schmerzen gelindert  
Je des Beladenen?  
Hast Du die Thränen gestillet  
Je des Geängsteten?  
Hast nicht mich zum Manne geschmiedet  
Die allmächtige Zeit  
Und das ewige Schicksal,  
Meine Herren und Deine?

Wähntest Du etwa,  
Ich sollte das Leben hassen,  
In Wüsten fliehen,  
Weil nicht alle  
Blüthenträume reifen?

Hier sitz' ich, forme Menschen  
Nach meinem Bilde,  
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,  
Zu leiden, zu weinen,  
Zu genießen und zu freuen sich  
Und Dein nicht zu achten,  
Wie ich.

Goethe.



## Jakob.

Roman von Alexander L. Kielland. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Leo Bloch.

(Fortsetzung.)

Sonntag Vormittag sprach Frau Knudsen mit einer Dame in der Kirche, und die sagte, es wäre ganz gewiß, daß Anton Jessen Bankrott machte; ihr Mann hätte es selbst gestern Abend im Klub von Konsul With gehört.

Frau Knudsen ging gleich aus der Kirche zu Wall's Wohnung, wo sie vorher nie gewesen war; aber die dicke Bertha, welche jetzt hier diente, erklärte, daß Herr Wall aus wäre und zu Mittag nicht nach Hause käme — kaum vor heute Abend.

Ganz allein aß Frau Knudsen zu Mittag; aber sie aß nichts, sie saß nur und dachte und dachte — oder sie ging in der Wohnung auf und ab und wartete. Wenn so etwas im Anzuge war, mußte Wall es wissen, und da mußte er doch sofort zu ihr kommen, daß sie zusammen überlegen könnten, was zu thun wäre.

Wie stand es eigentlich? Und wie weit berührten sie die Jessen'schen Papiere? Zu ihrem Schmerze erinnerte sie sich daran, daß ihr Mann, der sie immer lobte, doch gesagt hatte, sie würde nie ein richtiger Geschäftsmann werden. Aber sie war doch auch weit ruhiger gewesen, so lange Krüger sie berieth. Jetzt wußte sie wirklich weder ein noch aus.

Noch hegte sie bei Weitem nicht den mindesten Argwohn gegen Törres Wall. Sie erklärte sich sein Benehmen so, daß er jetzt, da es mit seinem Freunde, zu dem er immer hülfbereit gewesen, schlecht gegangen war — daß er sich jetzt wegen des Holzweges schämte, den er sie geführt, und daß er darum nicht käme.

Aber das erschien ihr feig von ihm, und je später es wurde, um so weniger schien ihr das zu seinem Charakter zu passen, wie sie ihn kannte. Einen solchen Stoß hätte er nützlich wie ein gemeinsames Unglück aufnehmen müssen, das sie zum Zusammenhalten brachte — und da — da könnte Vieles gebessert und Alles getragen werden.

Aber daß er sie den ganzen Tag allein ließ, das lastete immer schwerer auf ihr mit jeder Stunde, die am Nachmittag verging, bis das Mädchen kam und die Lampe anzünden wollte.

Frau Knudsen drehte sich um und sagte: „Danke, nein!“ Auf und ab ging sie an den Fenstern vorbei; der Regen peitschte an die Schieiben, und die Gasflammen, die eben angezündet waren, flimmerten unsicher über die schmutzigen Straßen.

Zu Krüger konnte sie nicht gehen; es war so viel dazwischen gekommen. Und sie wußte allzugut, welches Gesicht er aufsetzen würde — er, der sie vom ersten Tage an vor Wall gewarnt hatte. Sie fühlte, daß sie nicht den Verdacht ertragen könnte, der trotz Allem wuchs und wuchs, der sich im Dunkeln aus allen Winkeln hervorschlief, während die Zeit verstrich und Niemand im Entrée läutete.

Wühllich nahm sie sich zusammen, ging in das Comptoir und zündete das Gas an. So viel Geschäftsmann wäre sie wohl, daß sie eine Uebersicht über ihren Stand machen könnte, wenn sie nur erst wollte.

Als sie aber die schweren Bücher aus dem feuerfesten Schrank auf das Pult gelegt hatte, sank sie doch über ihnen zusammen — als ob diese Mannsleute sie mit Etwas im Stiche gelassen hätten, was sie nicht verstand.

Früh Morgens am Montag saß sie immer noch blaß und verstört im Comptoir; sie war fast garnicht zu Bett gewesen. Vor ihr lagen die mühsamen Versuche zu einer geordneten Uebersicht über den Stand des Geschäfts; aber es war ihr nicht möglich, das Ganze zu erlebigen; sie sah nur die Zahlen zu Beträgen anschwellen, von denen sie keine Ahnung hatte.

Törres Wall kam auch früh; sie hörte seinen Schritt durch den Laden und wollte in die Wohnung hineinlaufen. Sie wagte nicht, mit ihm allein zu sein; sie durfte ihm nicht in die Augen sehen, um nicht das Schreckliche zu entdecken; — aber trotzdem

blieb sie wie festgewachsen an ihrem Plage sitzen — über die Bücher gebeugt.

Törres hatte darauf gerechnet, eine Weile allein im Comptoir zu sein; aber da sie dasaß und er ihre Blässe und ihre ganze Erscheinung sah, sagte er:

„Ich sehe, Sie wissen Alles, Frau Knudsen!“ Er wunderte sich selbst über seine Stimme; er hatte auch etwas ganz Anderes sagen wollen; aber sie, welche die Unsicherheit heraushörte, sie ahnte in einem Augenblick die ganze Falschheit, und in ihrer großen Hülflosigkeit bat sie leise, ohne den Kopf zu heben:

„Wollen Sie zu Herrn Krüger gehen und ihn bitten, zu mir herein zu kommen?“

Törres war froh darüber, ent schlüpfen zu können. Zu Gustav Krüger zu gehen — so gerüstet, wie er heute war — das war Abrechnung und Sieg, der große Tag der Rache, dem er sich in jahrelanger Arbeit genähert hatte.

Im Comptoir oben saß Krüger allein, gealtert und schwerfällig, mit welken Falten in dem rötlichen Gesicht, in welchem die Blässe sich gelblich über Stirn und Wangen legte. Er hatte auch von Anton Jessen's bevorstehender Zahlungs Einstellung gehört, und wenn auch keine andere Verbindlichkeit zwischen ihnen bestand, als das Garantiedokument, das er unterzeichnet hatte, war er doch an diesem Morgen ganz überrwältigt. Denn er wußte, daß Cornelius Knudsen Jessen näher stand, und wenn Frau Knudsen's Kredit von der pöblichen Stockung einen Stoß bekam, so war es aus mit Brandt, der keine andere Verbindung zur Zuflucht hatte; die ausländischen hatten sich allmählig zurückgezogen, Cornelius Knudsen war der einzige Name auf all' seinen Papieren.

Aber das Schlimmste von Allem, was ihn in Angst und ohnmächtiger Wuth verzehrte — das war der Satanskler, der an Allem schuld war, und als er gerade mit der Hand auf das Buch schlug und ihn verwünschte, stand er leibhaftig in der Thür.

Krüger bezwang sich und brummte nur etwas, als der Andere Guten Morgen sagte. Törres Wall legte wie ein besonnener Geschäftsmann Hut und Stock ab, nahm am Tische Platz und zog sein mit Papieren gefülltes Taschenbuch heraus.

„Sie wissen natürlich, daß Anton Jessen seine Zahlungen eingestellt hat?“

Krüger nickte.

„Aber Sie wissen vielleicht nicht, daß dessen Bankrott ein böser Stoß für unsere gemeinsame Freundin — Frau Knudsen ist?“

Gemeinsame Freundin! — man denke, daß es nun so weit gekommen war, daß er seine alte Neigung zu der gemeinsamen Freundin theilen sollte mit diesem — mit diesem — hm! — Er blieb ruhig, aber es kochte in ihm.

Törres merkte Alles; aber mit einem Wohlbehagen, das zu verbergen er sich gar keine Mühe gab, zog er seine Papiere ruhig heraus. Dieser Augenblick und diese Szene, in demselben Zimmer, aus dem er an jenem Abend hinausgejagt war wie ein Hund — das war die lange ausgedachte Rache, und er genoß sie, ohne sich zu verschlucken.

„Wir möchten gern wissen, welche Stütze wir unter diesen Umständen von Ihrer Seite erwarten können.“

Krüger schlug bloß mit den Armen aus; er konnte Niemanden stützen; konnte er selbst stehen, da —

„Denn ohne augenblickliche Hilfe sind wir genöthigt, heute Nachmittag Konkurs anzumelden,“ sagte Törres.

Krüger fuhr im Stuhle auf: „Heute Nachmittag?“

„Sollten Sie großes Gewicht auf den Tag legen, so kann ich als Bankdirektor wohl die Katastrophe bis morgen aufhalten,“ sagte Törres lächelnd.

„Das ist Ihre Schuld — Sie — Sie —“

„Aber ohne directe Hilfe — Zuschuß in baar

— können wir trotzdem nicht dem Konkurs entgehen; wie Sie sehen werden, sind unsere Endossements, Verpflichtungen gegen Brandt — Sie werden sehen, die Summe ist leztlich gewachsen“ — Törres schob die Papiere dem Anderen hinüber, aber Krüger sah bloß einen Augenblick auf die Summe, sein Gesicht wurde roth und er brauste noch einmal auf:

„Sie haben sie und uns Alle ruiniert; gestohlen, geraubt, geplündert —“

„Ich werde schon verantworten, was ich gethan habe,“ sagte Törres und sah ihm herausfordernd in die Augen; „sehen Sie lieber zu, wie Sie herankommen!“

Krüger sank zusammen; was konnte es nützen, aufzufahren? — Alles war verloren, und der Schluß war gekommen; und er vergaß fast, wer es war, der dort saß.

„Arme Julie,“ seufzte er und wandte sich ab.

Törres saß die ganze Zeit mit einem weiteren Papiere in der Hand, das er abgeben wollte; aber er wartete, er sparte — wie die Kinder, wenn sie erst die Suppe essen und die Zwetschen aufheben. Nie hatte er sich so stark gefühlt. Und als er den Anderen Julie's Namen nennen hörte, da fuhr ihm ein glücklicher Gedanke durch den Kopf.

„Ja, man kann nie wissen, was man von sich weiß,“ sagte er ganz gedämpft, um zu probiren.

Krüger bedeckte sein Gesicht mit der Hand. Auch ihm war dieser Gedanke gekommen. Es war Julie's Geld, das er verloren hatte, und es war ihre Zukunft.

Schon einmal hatte er hier in demselben Comptoir in ihr Schicksal eingegriffen auf eine Art, für welche er nie Dank gehabt hatte.

Aber er selbst hatte sich bis zu diesem Augenblick glücklich gepriesen, daß er solchem Schwiegerohn entgangen war.

Jetzt veränderte sich das in wenigen Minuten. Der junge Mann, der hier saß, hatte sowohl Geschäftsverstand als Geld — woher? wußte Niemand. Aber wer hatte jetzt Zeit, daran zu denken? Und vielleicht war, wenn Alles zu Allem kam, gerade dies der Mann, an den Julie dachte, wenn sie herumging und sich verzehrte.

Für sein Theil würde es ihm ungeheure Ueberwindung gekostet haben; aber hatte er ein Recht, noch einmal das Schicksal seines Kindes zu opfern? Besonders jetzt, da Alles, was ihm gehörte, auf dem Spiel stand, und dieser Mann seine einzige Rettung war — Rettung für sie Alle!

Törres gab ihm gut Zeit, ganz zu Ende zu denken, und sagte nur, wie zu sich selbst:

„Es giebt so Vieles, was man wünschte ungeschehen zu machen.“

„Ach ja, so ist's!“ murmelte Gustav Krüger mit großer Anstrengung; „— wenn es nicht zu spät ist.“

„Es ist nie zu spät, das zu thun, was recht und klug ist,“ sagte Törres vorsichtig; sein Herz hämmerte in der Spannung.

„Ja,“ sagte Krüger endlich und wand sich auf dem Stuhle, während sein Auge ungewiß zu Törres' Gesicht hinüber glitt; „dann wäre das ja vielleicht nicht unmöglich — wenn alle Theile darüber einig wären, zu — zu einem besseren Verständniß zu kommen.“

„Ah, jetzt verstehe ich,“ sagte Törres und schöpfe Athem; er hatte den höchsten Gipfel erreicht; „Sie denken an Ihre Tochter! Wie Sie sehen, hat man auch schon Annäherungsversuche in derselben Sache gemacht,“ er reichte sein Papier hin; „aber ich dachte an etwas ganz Anderes — etwas ganz Anderes,“ fügte er hinzu und weidete sich an seinen eigenen Worten.

Gustav Krüger aber schrie auf und stierte in das Papier; es war ein Brief an T. Wall von Tante Sophie — er erkannte die Handschrift — die Zeilen tanzten vor ihm; er sah nur: „mögliche Mißverständnisse aufklären — Annäherung von beiden



Seiten" — und er verstand, daß das äußerste Maß erreicht, die Demüthigung vollständig wäre. Man bot sie an — seine eigene Tochter! — Und dieser Mensch trat sie Alle in den Staub!

Törres beobachtete ihn, als fürchtete er auch nur einen Zug zu verlieren. Da wurde die Thür hinter ihm geöffnet, und während er sich umdrehte, sah er Frau Knudsen hineinkommen, hoch aufgerichtet und blaß, als ob sie schlafwandelte.

Sie glitt an ihm vorbei, ohne nach seiner Seite zu sehen, und bengte sich über Krüger hinunter und flüsterte:

„Verzeihen Sie mir! All' das ist meine Schuld!“

Krüger lag unbeweglich auf seinen Armen über dem Tische und zerknitterte den Brief in seiner Hand; sie legte den Arm um seinen Kopf und fuhr fort, ihm gute Worte von ihrer alten Freundschaft zuzusüßeln.

Das machte einen Miß in Törres' Triumph, daß er sie so sah. Aber er dachte sofort, daß, wenn sie auf diese Art für seinen Feind Partei nahm, auch er nicht mehr nöthig hätte, sich zu geniren.

Ein Liedchen zwischen den Zähnen trällernd, nahm er Hut und Stock und ging seiner Wege.

## XVI.

Nie hatte die Stadt mit Konkursmassen so schnell aufräumen oder Eigenthum und Waaren in solcher Hast verkaufen sehen, wie nach dem Unglück mit Anton Jessen, Cornelius Knudsen und dem alten Brandt. Und man erzählte Großes von der außerordentlichen Thätigkeit, mit welcher Bankdirektor L. Wall diese Affairen geordnet hatte; es war fast — meinten Einige — als ob er Alles schon im Voraus fertig gehabt.

Er war selbstverständlich mit im Gläubiger-ausschuss, — erstens wegen seiner Kenntniß der Konkursmassen und ihrer Beziehungen, und dann als der nach den Banken größte Gläubiger. Aber allmählig zeigte sich, daß er so mit Sicherheiten gepanzert war, daß ihn kein Verlust traf. In den Immobilien hatte er schon gute Unterpfänder, was Niemand ahnte, und dazu eine Menge von Sicherheiten, Garantien — bis zur Exekution, so daß ihm schon Alles gehörte, was sich bei Jessen fand — sogar sein Ehebett —, und überdies waren viele von Krüger's und Knudsen's Schulden in seiner Hand.

Auf der ersten Auktion fing er damit an, beide Häuser zu kaufen — Brandt's altes stattliches Haus und Cornelius Knudsen's weitläufigen Gebäudeskomplex bis hinunter zur See, — es war fast ein ganzes Häuferviertel.

Darauf machte er unter der Hand ein Gebot auf die drei Baarenlager und setzte sein Gebot durch, so daß keine Auktion stattfand, außer für die Möbel und sonstige Fahrhabe; und hier kaufte er das Meiste von den alten Brandt'schen Herrlichkeiten, welche so unberührt an ihrem Plage verblieben. Familie Krüger und Frau Knudsen mußten hinaus, und der neue Eigenthümer begann Alles nach seinem Kopfe zu ordnen.

Törres Wall war nun ein vollständig angewachsener Großer; groß und stark, ohne ein anderes Gefühl für die Andern, als daß sie schwächer waren.

Jetzt sah er auch noch besser aus, als in seiner früheren Jugend. Die Sommerprossen waren überwunden und der röthliche Bart war sorgfältig spitz geschmitten; sein schneller, scharfer Blick gab ihm ein distinguirtes Aussehen; nur wenige Spuren waren vom Bauern geblieben.

Er führte jetzt Krüger's alten Plan aus, indem er ein großes gewölbtes Thor in die Hauswände brach und die Läden mit einander verband, während Frau Knudsen's Privatwohnung für Bureau in Gebrauch nahm. Er selbst wollte in den Brandt'schen Sälen wohnen.

Veständig schwebte ihm etwas von den großen Magazinen in Paris vor, welche er nicht gesehen hatte. Aber er konnte sich ohne das helfen, denn er hatte es auf seine Art — so wie es für seine Stadt paßte — im Kopfe.

Schon zu Anfang des Frühlings konnte er sein Geschäft eröffnen, und die ganze Stadt strömte zu ihm.

Es war dasselbe, wie er es in kleinem Maßstab ausgeführt hatte, als er und Fräulein Thorsten Frau Knudsen's Laden in einer Nacht umräumten. Sie hatte ihn auch bei dieser Gelegenheit geholfen.

Jetzt sah sie an der Hauptkassette hinter einem feinen Gitter wie ein seltener Vogel in goldenem Bauer. Sie lächelte verschämt und sah auf mit ihren schwärmerischen Augen; ab und zu nickte sie zu ihrem kleinen Mann hinüber, der auch einen gut bezahlten Platz als Geschäftsführer unter den Verkäufern hatte. Und daheim hatte sie einen prächtigen Knaben, an dessen Wiege die Stadt ebenso viele Wägen machte, als er rothe Haare auf seinem kleinem Kopfe hatte.

(Schluß folgt.)

## Goethe.

Von L. Schönhoff.

(Schluß.)

Vielleicht hätten wir einen einheitlich großen „Faust“ statt eines brüchigen, im Alter mühsam vollendeten Weltgedichts gehabt, wenn der jungmännliche Goethe seine ersten Pläne in voller Empfänglichkeit ausgeführt hätte. Denn die ersten Ideen zum „Faust“ reichen weit zurück. Man kann's bedauern, aber man muß sich vor der Macht der Thatfachen beugen. Lessing schon wußte darum, daß Goethe an einem „Faust“ arbeite. Lessing selbst hatte auf den „Faust“ des genialischen Vorläufers von Shakespeare, Christopher Marlowe, hingewiesen, und Lessing meinte einmal: „Meinen Faust“ (Lessing trug sich gleichfalls mit einem Faust) „holt der Teufel und ich will Goethen seinen holen.“ Lessing starb bald darauf und Goethe's Faust I. kam erst nach langen Jahren heraus.

Ein anderer Dichter, eine unglückliche Natur, wollte in viel späterer Zeit Goethe den Lorbeer von der Stirn reißen. Es war Kleist, den der gealterte Goethe, der so manchem seichten Dichtersmann Zuneigung entgegenbrachte, nicht mehr begriff. Das „Krankhafte“ an Kleist verleidete ihm dessen Dichtung. Ganz wie die Alten, unter ihnen Klopstock, damals ein priesterlich Verehrter, dem aufstachenden Goethe begegnete, so begegnete Goethe dem armen Kleist. Ueberall, beim eminentesten Intellekt, trifft man eben auf menschliche Beschränkung.

Selbst als Schiller's Jugendwerke, mit den „Räubern“ voran, Aufsehen erregten, war der beruhigtere Goethe im ungünstigen Sinne beeinflusst. In seinem gesicherten Besitz wehete er den Sturm des jungen Schiller von sich ab. Es lag in Goethe's Art, sein Leid von sich zu schreiben, wenn er es nicht mehr unmittelbar empfand, wenn er als Künstler reinlich meistern wollte. Lassen wir uns die durchscheinende, innerlich durchwärmte Kunst Goethe's gefallen, die dahinströmt wie klares und doch tiefes Gewässer, so dürfen wir denselben Goethe nicht schelten, wenn er etwa nicht die äußersten Schmerzenslaute, das ro'tendste Klagegeschrei offenbart. Seiner Menschlichkeit, seinem inneren Wesen, wie seinem Genie waren da eben Grenzen gestattet. Schiller selbst, der zu Anfang in eine bitter-wühliche Lage ausbrach, hat nachher über Goethe das Treffendste gesprochen: „Dieser Mensch, dieser Goethe,“ sagte er, „ist mir nun einmal im Wege und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich nicht leicht behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von dem Schicksal getragen und wie muß ich bis diese Minute kämpfen.“

Als sich aber Goethe und Schiller im Weimar'schen Kreise näher getreten waren, da machte Schiller die sehr feine Bemerkung: Goethe sei ein genereller Dichter (gleichsam das typische dichterische Genie), daher vielleicht zu wenig Tragiker. Das ist ein stolz-bescheidenes Wort. Gern bengte sich Schiller der üppigeren Phantasie der Weites umfassenden, reicheren Künstlerschaft Goethe's; aber zugleich wollte er sein Vorrecht im Speziellen, im tragischen Problem gewahrt wissen.

Wir wissen heute, wie weit beider Männer Wesen aneinanderging. Es ist eine Phrase geworden, von Dioskuren, von Zwillingen zu sprechen. Die Zeit

hat uns die Abstände der Geister Goethe und Schiller deutlich gemacht. Schiller kam von Kant, Goethe von Spinoza her, dessen Pantheismus er sich nach seinen natur-philosophischen Vorstellungen zurechtlegte. Schiller traf in's Schwarze, als er Goethe als Mann charakterisirte, der überall das Organische, das einheitlich Verbindende in der Natur aufsuchte. Ueber die naturwissenschaftlichen Leistungen Goethe's wurde schon früh gepöbelt, und Klopstock, der entthronte Hohepriester, nannte Goethe einen „gewaltigen Nehmer“ und sprach von Goethe's „Farbentheorie“, sie sei eigentlich ein Eigenthum des Pariser Revolutionärs Marat, der einmal in der That eine „Ortil“ verfaßt hatte. Vor der streng methodischen Wissenschaft bestehen Goethe's Untersuchungen freilich nicht, aber seine kombinatorisch-künstlerische Phantasie hat doch die Ergebnisse des „naturwissenschaftlichen Jahrhunderts“ vorgeahnt und nach der Alleinheit des Naturorganismus ausgespäht. Welchen Jubel hätte Goethe genährt, meint Victor Hehn in seinem Goethe-Buch, hätte er die Veröffentlichung der darwinistischen Erfahrungen erlebt.

Dem Anhänger Kant's, unserem Schiller, blieb so häufig etwas predigerhaft Lehramtes eigen. Beim ungleich phantasie-reicheren Goethe setzte sich in seiner reinen Schaffensperiode Alles in künstlerische Bildung um. Schiller wird nicht selten zum Agitator; Goethe nie. Selbst, wie Beide ihr Sprachinstrument behandelten, zeigt die charakteristischen Verschiedenheiten. Wenn er rhetorisch, im pathetisch ausgebreiteten Prunkgewand erscheinen darf, giebt Schiller das Stolzeste, was er zu geben hatte, so in den Chorversen der Brant von Messina. Die sinnlich einbringlichere Kraft Goethe's geht von einem anschaulichen, naiv gesehenen Naturbild aus, will sie tiefste Sehnsucht und Ideenreichtum offenbaren. Für diese Weise ist die berühmte Stelle im Oster-spaziergang so charakteristisch (und zugleich auch für den warmen Melodienfluß Goethe'scher Lyrik). Faust spricht zu Wagner:

„Betrachte, wie in Abendsonnenglut  
Die grünungebenen Hüften schimmern.  
Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt,  
Dort eilt sie hin und fördert neues Leben.  
O, daß kein Flügel mich vom Boden hebt,  
Ihr nach und immer nach zu streben,  
Ich sah' im ew'gen Abendstrahl  
Die stille Welt zu meinen Füßen,  
Entzündet alle Höhn, beruhigt jedes Thal,  
Den Silberbach in gold'ne Ströme fließen;“

dann zum Schluß bricht die faustisch-schneidliche Betrachtung aus:

„Ach, zu des Geistes Flügeln wird so leicht  
Kein körperlicher Flügel sich gesellen.  
Doch ist es Jedem eingeboren,  
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts bringt,  
Wenn über uns im blauen Raum verloren  
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,  
Wenn über schroffen Fichtenhöhen  
Der Adler ausgebreitet schwebt  
Und über Flächen, über Seen  
Der Kranich nach der Heimath strebt!“

Trog Allen und Allen ist es das schönste Blatt in der Weimar'schen Geschichte, wie die anfänglichen Verstimmungen zwischen Goethe und Schiller wichen, wie die unterschiedlichen Naturen so nachsichtig, so human und so scharfsichtig zugleich sich näherten; wie Eins das Andere gelte lieb, das reichere Genie ohne Ueberhebung, das ärmere ohne Neid. Sie hatten gemeinsam manchen Strauß zu bestehen, als die neuerstandene, mit mittelalterlicher Mystik spielende Romantik gegen die klassischen Dioskuren losbrach. Aber sie hielten zusammen, wie treue Berather, sie wehrten sich tapfer in pfeilschnigen Epigrammen, den Xenien, und Schiller's adlige Gesinnung zeigte sich in blinkender Lanterkeit, so oft er den Menschen Goethe gegen philiströs-moralische und parteiische Verleumdungen zu vertheidigen wußte.

Allmählig lastete die Weimar'sche Enge immer drückender auf Goethe's Dasein. Sein Genie fühlte sich bedrängt. Das Verhältnis mit Frau v. Stein, die um zwölf Jahre älter war, als Goethe, gab schließlich auch an seiner Lebenskraft; und es giebt ein Geständniß des Dichters, das lautet: „Wenn die Männer sich mit den Weibern schlagen, so werden sie so gleichsam abgepöppelt, wie ein Bock.“ Es mußte zur Katastrophe kommen. Sie bedeutete für



den siebenunddreißigjährigen Goethe die „Flucht nach Italien“. In Italien wurde Goethe's Kunst sonnenreif. Er war ausgezogen, um die klassische Antike zu erkennen, und brachte nach Deutschland Lebendigeres heim; zur heidnisch-freien Anschauung der Welt, zur Erkenntnis der Natur als eines all-einheitlichen Organismus ge'elte sich eine neu erworbene geistige Freiheit; ein heiteres Weltbürgerthum, ein freudig betontes Humanitäts-Ideal, wie es in reifster Annuit in der „Iphigenie“ sich darstellt. Die mensch-

liche Milde der Iphigenie ist nicht hellenistisch; für die Hellenen gab's ringsum Barbaren und im Lande den Delotismus.

Außerlich mochte das Gedicht an antike Formen erinnern, innerlich war ein grundmodernes Ideal erhoben. Man hat die Verse in der Iphigenie, wie im „Tasso“, marmorglatt und marmorkalt geheißen. Aber man hat über ihrem Gleichmaß und ihrem Wohlklang, der wie ruhig süße Musik hinfließt, die beseeelte Wärme nicht geachtet. Iphigenie sowohl, wie der Tasso, in dem Goethe verstiegenes dichterisches Wähnen wie dichterische Gereiztheit vom Halse sich lud, waren wohl früher entstanden, aber in Italien erhielten sie erst die vollendete Form.

Unter der Sonne Italiens reiste auch der „Egmont“, ein echt poetischer „Held“, unbestimmt in heiterer, sinnfroher Menschlichkeit wird er, weil er vertrauensfreudig, ein Opfer der verschlagen-büsteren Here Politik.

Die naive, so garnicht moralisierende Goethe'sche Humanität bildet nun ein Band in Goethe's Lebenswerk. In der Ballade von Mahadd dem Gott, der die gefallene Bajadere erbarmend zu sich erhebt, bis zur Tragödie vom blühenden Gretchchen, dem die Stimme von oben zuruft: „Gerettet!“ überall begegnet man modern-menschlichem Empfinden und der Sägung: Begreift und vergebt und richtet nicht!

Dieser heiter freien Menschlichkeit können wir so dankbar sein, daß wir uns heute nicht mehr um Goethe's politische Apathie gegenüber großen gesellschaftlichen Umwälzungen zu grämen brauchen. Goethe stand in so Vielem über der Masse seiner Zeitgenossen, sein künstlerischer Sinn, der intensive Konzentration brauchte, war so mächtig in ihm, daß man getrost bekennen darf: Die machtvolle französische Revolution hatte ihn verwirrt, und was er

satirisch gegen ihre Wirkungen vorzubringen suchte, wie das Stomödienfragment vom Bürgergeneral, ist weit, weit kleiner als Goethe's sonstiges Maß. Es ist zu verstehen, wie Ludwig Börne, der pathetische Demokrat und leidenschaftliche Haßer, sich kleinlich an Goethe's Kleinlichkeiten klammert. Wer die Gesamterscheinung Goethe's sieht, wie sie notwendig sich entwickelt hat, wird vom Menschen Goethe nicht begehren wollen, daß er ein einsamer Denker und Dichter und zugleich ein hitziger Agitator hätte sein sollen.

sich mit Handwerksburschen, die ihm etwa begegneten, ungezungen unterhielt und daß er diesen seinen menschlichen Freunden gerne einen Thaler als Jehr-geld zusteckte. Und an seinem „süßen Bettisch“, wie die Christiane Vulpius von der ungenirten Mutter Goethe's genannt wurde, hat er auch nicht sehr gehandelt. Trotz dem Naserlumpfen der Vornehmen und dem Weimarschen Geschwätz ehelichte er sie.

Es ist nicht möglich, in Skizzenform auf alle Werke und Dichtungen einzugehen, die für den überaus

tätigen Goethe charakteristisch sind. Goethe war ja auch kritisch geschäftig. Nur noch der Meisterarbeiten sei kurz gedacht, die den geistigen Gehalt unseres Volkstums vermehren halfen.

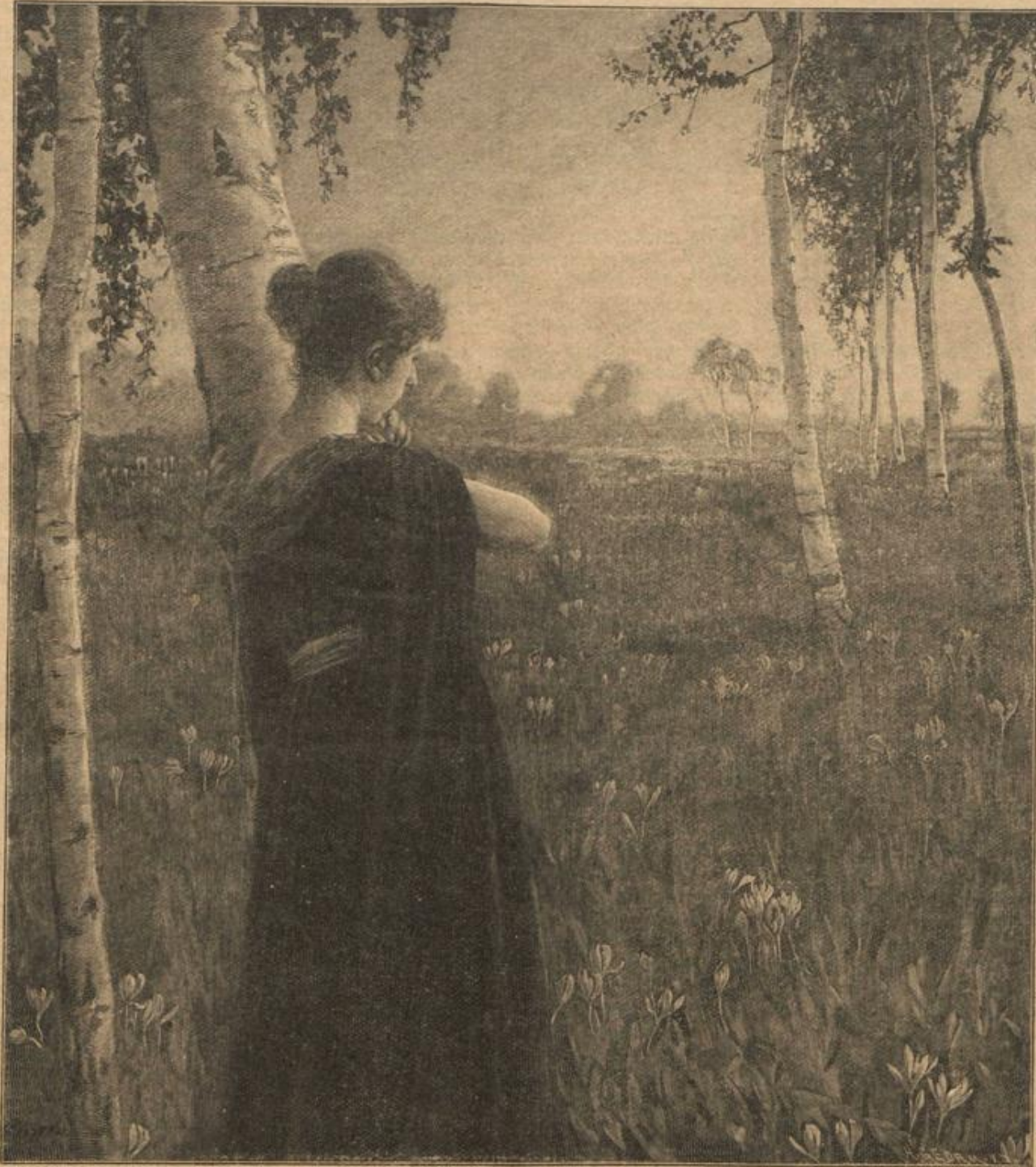
Noch vor Ausgang des vorigen Jahrhunderts entstand zunächst das liebliche Idyll „Hermann und Dorothea“, das zum Volksbuch geworden ist oder wenigstens verdient hätte, es zu werden. Trotz seiner antikisierenden äußeren Form, die der spätere Goethe so sehr bevorzugte und die unserem Sprachgeist sich doch niemals so anschmiegt, wie der freiere Rhythmus und der Reim. Die Weisen des klassischen Alterthums haben manchmal unseren Goethe zu sehr in ihrem Bann gehalten. „Hermann und Dorothea“ haucht das Begehnen eines still unzufriedenen Glückes aus.

Draußen wittert es, in der engen und gefestigten Kleinstadt fühlt man sich aber in sicherer Out. Es ist ein „Glück im Winkel“, wie

es auch die Poeten der Gegenwart zu preisen lieben. Aber keine Spur von der milden Entfaltung, die die jetzigen Poeten geleitet, ist in dem fernsten Gedicht, dessen Gemüthlichkeit selbst durch manch zopfiges Schändelchen noch erhöht wird.

Allein sogar dies gemüthliche Idyll wurde bitter angefeindet. Der fast fünfzigjährige Goethe mußte sich Dinge sagen lassen, wie sie in der Gegenwart „die schmutzigen Realisten“ von den Schönsprechern und „Akademischen“ anhören müssen, „die Kunst soll erheben, in ideale Sphären rücken.“ Statt dessen hätten im Hermann „alle neun Musen für die Dorfshenke gesungen“. Man ersieht, es war damals, wie es noch heute ist, und selbst das anmuthreiche, gefällige Genie Goethe's hatte rauhe Widerstände zu bestehen.

Ein Jahr vor dem Hermann war das trefflichste erzählende Buch Goethe's erschienen: „Wilhelm



Letzte Sonnenstrahlen. Nach dem Gemälde von Paul Höder.

(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)

Was Goethe sonst immer menschlich verfehlt haben möge, wer wollte jetzt noch darüber ingrinnig rechten?! Ueber Menschlichkeiten wächst Gras; das geistige Erbe bleibt. Goethe wurde häufig als kalt, diplomatisch zurückhaltend geschildert. Aber wie oft mag man seine sensible Poeten-Natur verletzt haben, wie bitter wurde dieser Goethe behandelt, und wie leicht konnte sein empfindliches Wesen sich dann verschließen und unzugänglich erscheinen. Dann, als er Weltruf gewonnen hatte, drängten sich mißgige Neuzier, Lolette Eitelkeit an ihn heran. In all' diesen Dingen ist kühle Abwehr eine erprobte Waffe.

Theilnahmslos war Goethe nicht. Die Zeugnisse eines Schiller wiegen zehnfach mehr, als die Scuzer verletzter Aushorcher. Wir wissen auch, daß Goethe mit ausgefuchtem Takt Wohlthaten zu erweisen verstand, wir wissen, daß der Wandersmann Goethe, wenn er frei in den Bergen sich erging,

Me  
No  
wer  
Me

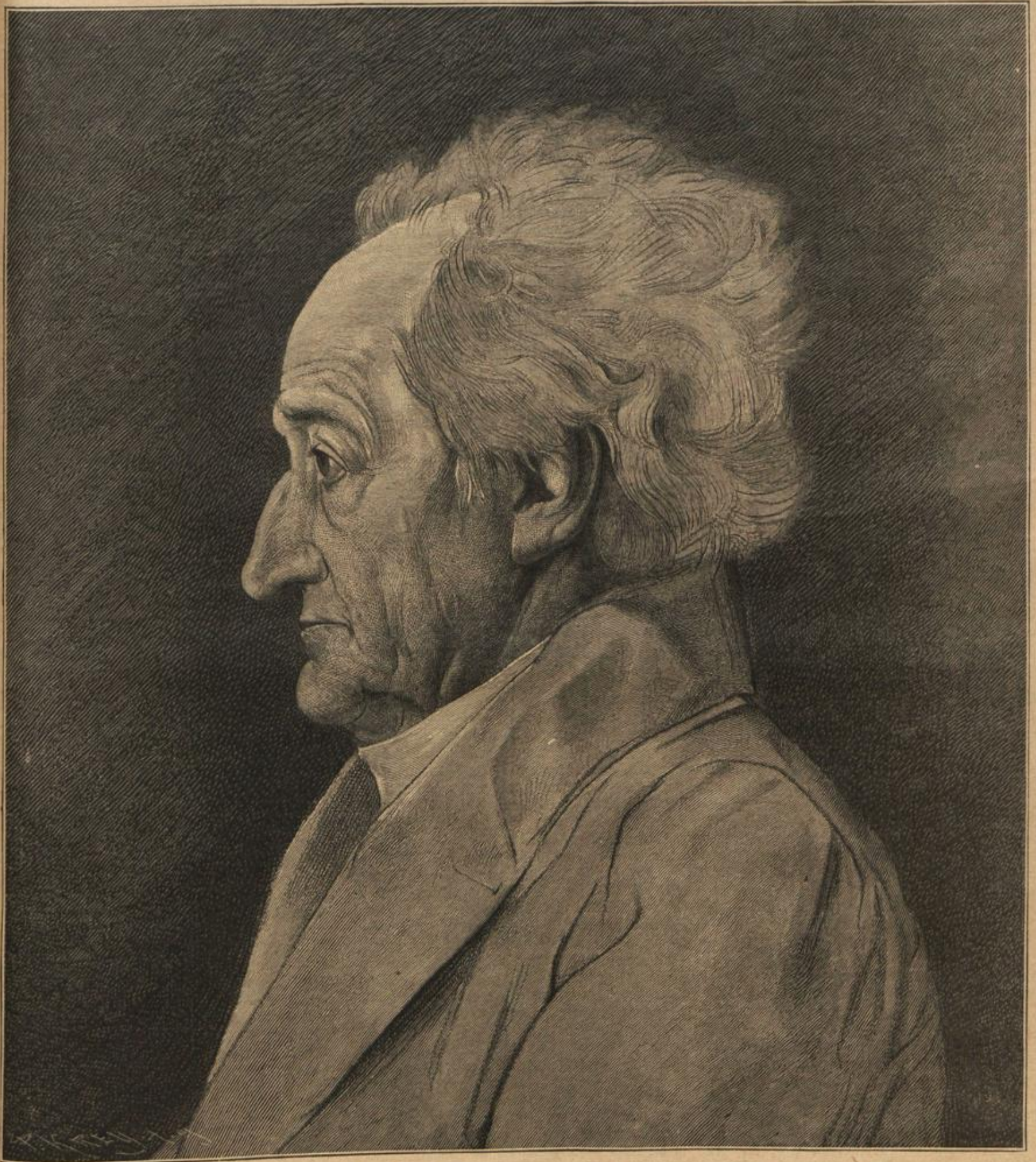
prob  
setze  
in  
werb  
hage  
für  
schaf  
berja  
die  
liche



Meister's Lehrjahre". Der Wilhelm Meister sollte in Romanform das umfassende Erziehungs- und Lebenswerk eines Menschen darstellen. Jeder ringende Mann muß sich in Lehr- und Wanderjahren er-

In Goethe's Altersperiode fällt zugleich die Veröffentlichung des „Faust“, der mit dem deutschen Namen unauflöslich verbunden ist und andererseits univervelle Bedeutung erlangte. Sein ganzes Leben

Im zweiten Theil ist im Allgemeinen die sinnlich gestaltende Kraft geringer, als die grüblerische Reflexion. Rein künstlerisch betrachtet stellt der gesammte „Faust“ darum keinen einheitlich geschlossenen



Goethe im 77. Lebensjahre. Nach dem Leben gezeichnet von Ludwig Sebbers.

(Nach einer im Besitze des Herrn Fabrikdirektors R. Wuth in Schöningen befindlichen Photographie.)

proben, bis er seinen gefestigten geistigen Besitz, seine Weltanschauung behauptet. Ein Lebensroman in weit umfassendem Sinne also sollte gegeben werden. (Etwa wie später Gogol's oder Spielhagen's Romane eine weite Zeit- oder Gesellschaftsbeschreibung umfassen.) Die Lehrjahre zeigen den strebsamen, schaffensfreudigen Goethe in klarer Reife, die „Wanderjahre“ sind überhastet zu Ende geführt, sie haben die Merkmale von Goethe's Altersperiode; das sinnliche Vermögen ist erschlaft.

lang hat Goethe den „Faust“ mit sich getragen, aber die künstlerisch reichsten Stücke des Gedichtes sind lange vor ihrer Veröffentlichung entstanden. In der Tragödie vom „Faust“, dem stolzen, begehrliehen Menschen, dem zwiefach beseelten, der in ungestillter Sehnsucht nach Erkenntniß und im ungesättigten Drang nach Genuß sich verzehrt, der strebend irrt bis zur Erlösung, hat deutscher Genius seine höchste Schwingkraft bewährt. Nichts Menschliches ist dem Buche fremd, an Erhabenes rührt es, wie an Gemeines.

Organismus bar. Und doch bleibt er die Krone und das ruhmvollste Monument deutscher Dichtung, und im größten Stil hält er die Verbindung deutschen Geistes mit der Weltliteratur aufrecht. Der Zweihundachtzigjährige hatte die letzte Hand an den „Faust“ angelegt, dann durfte er aufathmend sprechen: „Mein ferneres Leben kann ich nunmehr als ein reines Geschenk ansehen, und es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich noch thue.“ — Ein Jahr darauf war Goethe verschieden.



Goethe's Lebenswerk in seinen hervorragendsten Leistungen gehört der gesammten Kulturgemeinschaft an. Die Untersuchungen über Goethe sind derart angeschwollen, daß sie ganze Bibliotheken füllen. Kritische Köpfe, wie Gögebienner, die jeden Goethe'schen Küchzetteln als geheiligte Reliquie verehren, haben an Goethe Empfindung und Witz geübt. Lange Zeit galt das Goethebuch eines Engländer's (Lewes) für musterhaft in seiner Art, ein Beweis, wie der Fremde sich in den deutschen Goethe versenken konnte. Bei den Romänen konnte Goethe von vornherein das feinfühligste Verständnis nicht finden, das ihm in England, wie bei den Gebildeten der nordgermanischen Stämme entgegengebracht wurde. Aber die besten romanischen Geister bemühen sich trotzdem um ihn. Wenn in Deutschland heute noch Goethe's Andenken posterend geschmäht wird, von den Einen, weil ihnen Goethe zu heidnisch war, von den Anderen, weil ihnen Goethe's schöpferisches Genie zu viel Grazie und zu wenig äußerste Bitterkeit zu enthalten schien, von den Dritten, weil ihre heftigen politischen Instinkte vom nachdenklichen und künstlerischen Wesen Goethe's Begehrlichkeiten verlangten, die nicht in ihm stecken konnten: das Ausland kennt solche Bedenken nicht. Es nennt den Namen Goethe in reiner Verehrung. —



## Die geologische Thätigkeit der Pflanzen und Thiere.

Von Curt Grottewich.

Die Oberfläche der Erde hat eine äußerst abwechslungsreiche Gestalt. In wilder Regellosigkeit erheben sich hier Berge, dort öffnen sich tiefe Thäler, bald zieht sich eine Ebene dahin, bald thürmen sich weite Gebirgsstöcke auf. Zwar das Meer bildet eine ungeheure, sich gleich bleibende ebene Fläche, aber seine Grenzen wechseln theils bei Ebbe und Fluth, theils in durchgreifender Weise im Laufe langer Zeiträume. Denn diese Erdoberfläche, wie wir sie heute sehen, mit ihrer heutigen Vertheilung von Wasser und Land, mit ihren Gebirgen, Thälern, Ebenen und Flußläufen, ist keineswegs ein festes, starres Gebilde, das sich ewig gleichbleibe. Die Erdkruste ist vielmehr in stetiger, allmätiger und meistens unmerklicher Veränderung begriffen. Diese Veränderung wird in allererster Linie dadurch hervorgerufen, daß das Innere der Erde eine flüssige Lavagluth darstellt, welche sich mehr und mehr abkühlt. Beim Abkühlen zieht sich jeder Gegenstand zusammen, er wird kleiner. So wird auch der Erdkern durch die Abkühlung kleiner, die starre Oberfläche aber wird dem Kern infolgedessen zu groß, sie sinkt daher in faltigen Brüchen ein, wie die Schale eines vertrockneten Apfels in Falten zusammenkrumpft, da sie sich dem kleiner gewordenen Fruchtkern nicht mehr glatt anschließen kann. Die Falten der Erdoberfläche bedingen nun die Vertheilung von Berg und Thal, von Wasser und Land auf unserem Planeten. Während der Erkaltungsprozeß des Erdkerns eine unablässige Bauhätigkeit auf der Oberfläche entwickelt, besteht die Wirkung des Wassers, dieser zweiten großen erdumgestaltenden Kraft, vor Allem darin, die Gegensätze zwischen Berg und Thal auszugleichen. Das Wasser zeragt die Felsen und spült die Höhen ab, es trägt die Erde von den Gebirgen und füllt die Thäler damit aus, verschüttet damit Flüsse, Seen und weite Meeresstrecken, kurzum, es ist das nivellirende Element, das die Gleichheit auf seine Fahne geschrieben hat. Von ähnlicher Wirkung ist auch das Eis, das nur wegen der Art seiner Thätigkeit vom Wasser, der geschmolzenen Form des Eises, geologisch zu unterscheiden ist, und die Luft, die Gestein verwittern macht. Eine geringere Bedeutung in der Umgestaltung des Erdbodens kommt dem Winde zu, der, mit lockerem Sande Fangball spielend, weite Strecken zu ebenen Wüsten macht oder Dünenhügel aufwirft.

Alle diese erdumgestaltenden Kräfte wirken verhältnismäßig einseitig. Von großer Mannigfaltigkeit dagegen ist die geologische Thätigkeit der Pflanzen und Thiere. Diese bilden nicht nur die verschiedenartigsten Schichten und Gerüste der Erdkruste, sondern sie tragen auch stetig an den täglichen Veränderungen der Oberfläche unseres Planeten bei. Die geologische Thätigkeit der organischen Wesen kann in eine zerstörende und eine aufbauende geschieden werden.

Die Pflanze wirkt in vieler Beziehung zerstörend. Sie gleicht darin am meisten dem Wasser und der Luft, ja, sie unterstützt diese geologischen Kräfte vielfach in ihrer Thätigkeit. Sobald die felsigen Bergwände die ersten Spuren der Verwitterung zeigen, siedeln sich an ihnen Pflanzen an, die mit ihren Wurzeln in das Gestein einbringen suchen. Unter der verwitterten Erde kriechen die Wurzeln über den Stein hin und wo sie ihn berühren, da wirken sie lösend und bilden infolgedessen deutlich sichtbare Gänge. Auf diese Weise zerfressen die Wurzeln das Gestein und der erste beste Regenguß hat es dann leicht, das zerfressene, zerbröckelte Gestein abzuspielen und thalabwärts zu führen. So sehr die Pflanzenwelt sonst den Boden gegen die Schädigung durch das Wasser schützt, an steilen felsigen Bergwänden trägt sie sicher bedeutend zur Vernichtung des Gesteins bei. Sie thut dies allerdings noch in anderer, als in chemisch lösender Weise. Es ist oft im höchsten Grade erstaunlich, was für hohe Bäume auf steilen Felswänden gedeihen können. Auf solchen Felsen ist keine nennenswerthe Ackerkrume vorhanden, und wäre sie vorhanden, die Bäume würden in so abschüssiger Lage doch darin keinen sicheren Halt finden. Sie senden daher ihre Wurzeln hinein in den Stein, und jede Kluftung und Ritze des Felsens wird von diesen unterirdischen Pflanzentheilen durchzogen. Viele, viele Meter weit folgt so die Wurzel den Spalten des Gesteins, überall zwingt sie sich durch oder bohrt sich Gänge auf Kosten des felsigen Materials. Durch ihre lösende Kraft erweitert sie natürlich auch hier die Spalten, am schädlichsten wirkt sie aber dadurch, daß sie mit zunehmendem Alter des Baumes immer dicker wird, und einen kolossalen mechanischen Druck auf das Gestein ausübt. Es ist öfters beobachtet worden, daß Bäume, die im jugendlichen Zustande an dicke Mauern gepflanzt waren, diese später mittelst ihrer Wurzeln gehoben und umgestürzt haben, daß sie ferner Ritze in den Wänden der Häuser verursachten, in deren Nähe sie standen. Es ist daher begreiflich, wie diese starken Wurzeln dicke Steinblöcke aus ihrer Lage rücken oder vom Felsen absprengen können, so daß sie in die Tiefe stürzen. Felswände giebt es in Menge in jedem Gebirge, und daher ist die zerstörerische Thätigkeit der Pflanzen durchaus nicht gering anzuschlagen.

Was die Pflanzen für die Gebirgsfelsen sind, das sind die Bohrmuscheln für die Uferwände des Meeres. Zu diesen Thieren gehören die bekanten Schiffsbohrwürmer, die sich oft in einer unermeßlichen Menge in die Wände der Schiffe einbohren, mit ihren Gängen aber auch die Balken der Hafenhörsungen und das Erdreich der Dämme durchlöchern und dadurch die größte Zerstörung anrichten. Wie die Schiffsbohrwürmer die Gebilde der menschlichen Baukunst vernichten, so greifen andere Bohrmuscheln das Gestein der Uferfelsen an. Mit ihren harten, nagelartig rauhen Schalen graben sich diese wurmförmig länglichen Thiere tief in die Felswände ein, durchziehen diese mit einem reichen Netzwerk von Röhren und berauben sie dadurch ihrer Widerstandskraft. Die andraubenden Wogen werden in die Röhren hineingetrieben und können nun ihre zerstörerische Wirkung mit sicherem Erfolge ausüben. Obwohl die Bohrmuscheln im Wasser leben und nur den im Meere selbst liegenden Theil der Uferwände durchbohren, so untergraben sie doch dadurch gerade das Fundament, auf dem hohe über dem Wasser aufragende Felsen und Berge ruhen. Und diese stürzen in demselben Maße ein, als ihnen die Unterlage entzogen wird. So erlangt die vernichtende Thätigkeit der Bohrmuscheln einen ziemlich großen Umfang. Die in's Meer gestürzten Bergmassen werden von den Wellen verschlungen, das Meer selbst rückt vor, und wenn es irgendwo einen neugewonnenen

Platz einnimmt, so muß es an irgend einer anderen Stelle zurücktreten. Auf diese Weise tragen auch die Bohrmuscheln bei zu der gewaltigen Verschiebung, welche die Meeressgrenzen nachweislich seit uralter Zeit erlitten haben. Denn auch in früheren Erd-epochen sind diese Thiere bereits in derselben Weise wie heutzutage thätig gewesen.

Einen äußerst durchgreifenden Einfluß auf die Zerstörung der Erdoberfläche übt die gesammte organische Welt im Verweesen aus. Aber auch hier vereint sie ihre Wirkung mit der des Wassers. Das Wasser nämlich nimmt die in den verwehenden Thierleibern und den vermodernden Pflanzentheilen enthaltenen scharfen Säuren, vor allem die Kohlensäure und die Humussäure auf. Durch diese bekommt es die Fähigkeit, auch chemisch auf den Erdboden zu wirken, über den es fließt oder in den es einsickert. Besonders in dem letzteren Falle ist die Wirkung eine außerordentlich starke und über den ganzen Erdboden verbreitete. Mit Säuren erfüllt, vermag das Wasser auch den festesten Stein nach und nach zu lösen. Und das Wasser dringt überall hin, kein Mineral ist vollkommen undurchlässig. Es saugt sich in die feinen Poren der Gesteine ein und bringt hier die mannigfaltigsten Veränderungen hervor. So geht dieser Zerstörungsprozeß, den die Pflanzen und Thiere durch Abgabe ihrer Säuren veranlassen, manufaktam fort und zieht immer weitere Kreise in Mitleidenschaft. Der ganze Erdboden ist infolgedessen in fortwährender chemischer Veränderung, besonders aber werden die durch die Kohlensäure gelösten Stoffe vom Wasser in die Tiefe geführt, um schließlich, nachdem dieses als Quelle zu Tage getreten ist, in irgend einem Thale wieder abgelagert zu werden.

Wie die organische Welt als solche große Umwandlungen im Bau der Erdkruste hervorbringt, so nehmen nun viele einzelne Thiere und Pflanzen, jedes nach seiner Art, an dieser Arbeit theil. Aber diese Thätigkeit ist doch verhältnismäßig geringfügig. Wie viele Thiere graben nicht Höhlen oder führen Bauten auf, aber die geologische Bedeutung dieses Thuns ist doch schließlich nur unerheblich, um so unerheblicher, wenn man bedenkt, mit was für gigantischen Kräften die Erdkruste sonst zu rechnen hat. Etwas bedeutsamer sind vielleicht die merkwürdigen Bodenveränderungen, welche die Viber vornehmen. Diesen Thieren, die ja jetzt freilich nur noch in Kanada in größerer Menge vorhanden sind, liegt daran, möglichst abgeschlossene Wassertiempel zu schaffen, die Sommer und Winter das gleiche Wasserniveau besitzen. Zu diesem Zwecke bauen sie ansehnliche Dämme, welche Staunungen und Anstimmungen des Wassers erzeugen oder aber Flüsse theilen, einengen oder in ein neues Bett leiten. Das Wasser ist aber einer der größten erdumgestaltenden Faktoren, und wer daher die Wasseroerhältnisse einer Gegend verändert, der verändert diese überhaupt.

Die Thätigkeit des Vibers ist keine rein zerstörende, er wandelt nur gegebene Verhältnisse um, während er das Niveau der Erdoberfläche durch schnittlich kann verändern. Seine Gewohnheit, Dämme anzuführen, muß sogar bereits zu der geologischen Bauarbeit gerechnet werden, welche die organischen Wesen in ebenso reichem Maße ausführen wie die Arbeit des Zerstörens. Denn die Pflanzen und Thiere sind es, welche große, weitreichende Schichten der Erdoberfläche zusammensetzen oder wenigstens an der Zusammensetzung dieser Schichten theilhaftig sind.

Im Meere vollzieht sich die regste und umfassendste geologische Bauhätigkeit der organischen Wesen. Das Meerwasser ist reich an Kalk, der ihm immer wieder von Neuem durch die Flüsse zugeführt wird. Kalk ist ein Baumaterial, das von den verschiedensten Thieren und Pflanzen des Ozeans in der mannigfaltigsten Weise verwendet wird. Von dem Kalle, der im Meerwasser enthalten ist, bauen die Muscheln und Tintenfische ihre Schalen, verschiedene Ringelwürmer ihre Röhren, die ihnen zur Wohnung dienen, aus dem Kalle besteht aber auch der Stamm der verschiedenen Korallenhiere und die so mannigfach gestaltete Hautkruste der Stachelhäuter, von Kalk ist auch das Gerüst der meist mikroskopisch



kleinen Gitterthierchen und der Kalkalgen. Alle diese Thiere und Pflanzen kommen nun in sehr großen Mengen im Meere vor. Alle bewohnen jedoch nicht dieselbe Gegend, sondern gewöhnlich ist nur eine bestimmte Art oder Gruppe dieser kalkverwendenden Meereswesen in einem Theile des Ozeans häufig. Hier nun bilden ihre aus Kalk bestehenden festen Leberreste auf dem Meeresboden weite Lager, die sich im Laufe der Zeit immer mehr anhäufen und mitunter eine große Höhe erreichen. Jedermann sind die Austerbänke an der französischen und deutschen Küste bekannt. Wie hier Schalen auf Schalen gethürmt sind, und die lebenden Thiere gewissermaßen nur die oberste Schicht des Muschellagers bilden, so sind auf dem Meeresboden überall, nur meist in viel gehärteterem Maßstabe, die kalkigen Schalen, Panzer, Röhren, Gerüste von Pflanzen und Thieren abgelagert. Den größten Mann solcher Ablagerungen nehmen die kleinen Gitterthierchen oder Foraminiferen ein, die im Meere in unendlichen Massen vorhanden und fast in allen Ozeanen heimisch sind. Das Gerüst der Foraminiferen zeigt meist eine sehr zierliche regelmäßige Form und jede Art derselben hat ihr besonders angeordnetes und geformtes Gerüst,

an dem sie auch nach dem Tode noch sehr wohl erkannt werden kann. Ein solches Gerüst ist nur winzig klein, aber die ungezählten Millionen und Billionen von Foraminiferen setzen vermittelst dieses Gerüstes ländergroße dicke Schichten des Meeresbodens zusammen. Viele der kalkverwendenden Meeres-thiere leben gesellig ebenso wie die Auster. Sie setzen sich auf den Kalkablagerungen ihrer Vorfahren fest, Eins neben das Andere, ja verschiedene Röhrenwürmer sind sogar an ihrer Unterlage festgewachsen, andere bilden förmliche Kolonien und bauen so mit ihren Ahnen und ihren Nachkommen zusammen eine breite, hohe Kalkmauer im Meere auf.

So lose diese kalkigen Leberreste der Meeresorganismen im Allgemeinen übereinander gehäuft sind, mit der Zeit werden die Haufen ganz fest und hart. Je dicker die Ablagerungen werden, um so stärker ist auch der Druck, der auf ihnen lastet, die oberen Schichten drücken derart auf die unteren, daß hier alle etwaigen Zwischenräume zwischen den einzelnen Schalen, Röhren und Gerüsten verschwinden und die ganze Ablagerung in eine gleichartige Masse umgewandelt wird, deren Ursprung nur noch durch das Mikroskop oder andere wissenschaftliche Hilfsmittel

festgestellt werden kann. Die Umwandlung der organischen Ablagerungen in ein festes Gestein, in eine Erdschicht geht freilich meistens erst nach Ablauf langer Erdperioden vor sich. Durch die nimmer ruhende Thätigkeit im Erdkern wird der Boden, der früher vom Meere bedeckt war, in die Höhe gehoben und mit ihm steigen nun auch die Ablagerungen empor, welche sich einst auf dem Meeresgrunde befanden. So finden wir denn überall ausgedehnte und dicke Kalkgebirge und Kalkschichten, die auf weithin einen wesentlichen Bestandtheil der Erdoberfläche bilden. Sie sind alle das Erzeugniß organischer Wesen. Denn auch früher wirkten Pflanzen und Thiere des Meeres in derselben Weise, wie wir es heute noch sehen. So sind große Schichten des Juragebirges in der Schweiz, in Frankreich und in Schwaben nichts als Ablagerungen vorweltlicher Schwämme und Korallen. Die Kreideseifen, die an der Ostsee sich erheben, und die, aus denen die englische Ostküste besteht, sind die kalkigen Gerüste von Foraminiferen. Da Kreide chemisch dasselbe ist wie Kalk (kohlenaurer Kalk) so darf die Verwandlung dieser Foraminiferengerüste in Kreide nicht besonders auffallen.

(Schluß folgt.)

## Bet-Julchen.

Von Wilhelm von Polenz.

(Schluß.)  
**W**os — wos hat se der denne da derzählt?“ fragte die Bäuerin, vor Ungeduld zitternd. „Es war nichts Außergewöhnliches, wenigstens für Den nicht, der sich auf dergleichen versteht. Eigentlich war es mehr eine Art von Einbildung, wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf.“

„s diese Gewissen that se wohl dach zwicken, uf de Layt — wegen an Stuhbüchbauer — woas?“  
 „Nein, durchaus nicht! — Kennen Sie einen gewissen Kießlich, der mit Besen hauirt, Frau Hoppe?“  
 „Nu, ich wer dach an Besenlobel kennen. Aber zum Schwereischod, was soll denne mit Den sein hier derbei?“

„Gebulden Sie sich nur, liebe Frau Hoppe! Sie werden gleich hören. Der Herr hat seine eigenen Wege und Umwege, die er uns Menschen führt.“ . . . Hier senfzte das Betjulchen bedeutungsvoll mysteriös. „Also, selbiger Besenlobel war vor einigen Monaten bei der verstorbenen Frau Ernestine Stuhbüch gewesen — an einem Montage, um zu beitelu.“

„Nu, die gab doch in Leben nicht, was de Stuhbüchen war“ — rief die Bäuerin. „Do sind zwee Nichtige aneinander gekumma — denn dan Besenlobel sei Maulwert muß doch od noch amal abbarie tutgeschlogen wern — Besenlobeln seis. — Dan hat wohl de Stuhbüchen ne schlacht zum Hofe rausgepfiffert — woas?“

„Die verstorbene Frau Ernestine Stuhbüch erkläre, daß sie nichts gebe. Und da wird doch der freche Mensch zu ihr sagen: eher ginge ein Kameel durch ein Nadelöhr, ehe daß ein Reicher in's Himmelreich käme. — Solche blasphemische Redensarten führt der Mensch ja immer in Munde. Die verstorbene meinte darauf, der Teufel würde ihn schon noch holen kommen. Da lacht der Lobel und sagt, da wär' er ja in guter Gesellschaft, denn sie — nämlich die Frau Stuhbüch — könnte ja auch nicht in den Himmel rein, denn sie hätte in ihrem ganzen Leben kein „Bezahl's Gott!“ gesagt gekriegt.“

„Ich hätte kein Bezahl's Gott!“ ruft da die Frau, ich habe wohl eins; daß Ihr's nur wißt!“  
 „Eins is noch nicht genug!“ sagt da der Lobel, „Es müssen ihrer drei sein, sonst werdet Ihr nicht reingelassen.“ Damit war er gegangen, der Lobel.“

„Sahst amal an, Julchen! Also, man käme ne rei in Himmel, wennere nicht“ . . . Die Hoppebäuerin wurde ganz nachdenklich und schien auf einmal zu rechnen.

„Jawohl, Frau Hoppe, das ist so eine Rede unter den Leuten. Ich habe neulich mit dem Herrn Pfarrer darüber Rücksprache genommen, der meinte, es läge manchmal ein gar tiefer Sinn in solchen alten, ehrwürdigen Legenden.“

„Also Sie meenen od, das wäre asu, Julchen?“  
 „Nun — man kann jedenfalls das Gegentheil nicht beweisen. Wunderbar sind des Herrn Wege . . . und es werden nicht Alle, die zu mir sprechen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen!“ Wir Menschenlinder leben in großer Sicherheit dahin! Man kann nicht wissen!“ . . .

Betjulchen machte ihr geheimmisvollstes Gesicht. Die behäbige Bäuerin sah sie von der Seite an, dann bat sie, Julchen möge doch weiter erzählen, wie das mit der Stuhbüchbauerin noch geworden sei.

„Die verstorbene Frau Ernestine Stuhbüch gestand mir, daß es ihr seit diesem Erlebnis mit dem Besenlobel schlecht gehe, es sei ihr damals gleich in die Beine gefahren, so daß sie sich hätte setzen müssen, sowie der Mensch aus dem Hofe gewesen. Und von da an hätte sie's auf der Brust, und sie könnte des Nachts nicht mehr schlafen, als ob sie von dem Menschen beherzt worden wäre. Der Besenlobel hätte nämlich so fürchterlich dabei ausgehoben, wie der Leibhaftige in eigener Person. Und in der Nacht wäre er ihr auch schon ein paar Mal erschienen und hätte ihr immer in's Ohr geschrien, daß sie sich nur nicht einbilden sollte, sie käme in den Himmel, denn sie hätte ja keine drei „Bezahl's Gott!“ Und seitdem mühte sie sich so fürchten und fände gar keine Ruhe mehr.“

Ich sah natürlich sofort, wie die Dinge lagen, und sagte zu ihr: „Werthe Frau Stuhbüch, sagen Sie mir doch, von wem haben Sie eigentlich das eine „Bezahl's Gott!“ von dem Sie vorhin sprachen?“

Da wurde sie ganz weich und sagte, das hätte sie von ihrem seligen Manne bekommen. Auf dem Sterbebette nämlich hätte Der gesprochen: Bezahl Dir's Gott, liebe Frau, Alles was Du Gutes an mir gethan hast! Das sind seine letzten Worte gewesen.“

„Was? Stuhbüchbauer soll zu dar gesogt han: „Bezahl's Gott! Stuhbücherst, dan se su gepriegelt hoat bei Labzeiten . . . Hol Dich dar Teufel! wird dar über se gesogt han, wenn ar sich's ad getraut hätte.“

„Liebe Frau Hoppe! Sagen wir das nicht. Denn wir fehlen Alle mannigfaltiglich, wie geschrieben siehet.“

„Nu, das wire dach! Ich meente ad . . .“  
 „Hören Sie nur an, wie wunderbar der Herr das hinausgeführt hat, wie er durch mich dieses trogige Herz hat rühren lassen. — Also, nachdem sie mir das erzählt hatte von ihrem Manne, sage ich zu ihr: Ein Bezahl's Gott habt Ihr nunmehr bereits, Frau Stuhbüch, zum zweiten kann am Ende auch noch Rath werden.“

„Wie könnte das geschehen?“ sagt sie. Da stehe

ich auf, reiche ihr die Hand und spreche: Liebe Frau, bezahl's Euch der liebe Gott in jener Welt, was Ihr hienieden Gutes an mir gethan habt, Amen! „Wofür dankt Ihr mir denn, Julchen?“ fragt sie da und macht ein ganz verwundertes Gesicht. „Es ist freilich schon manch' liebes Jahr her, liebe Frau, da habt Ihr mir eine Wohlthat erwiesen, sage ich. „Was wäre denn das gewesen, Julchen?“ fragt sie. „Dazumal hatte ich eines Nachts so fürchterlichen Zahnschmerz, daß ich nicht mehr wußte, wo ein und aus. Da lief ich zu Euch rüber, und der Herr rührte Euer Herz und Ihr gabt mir, um was ich bat, nämlich einen Tropfen Oel's. Und von Stund' an wurde es besser. — Dafür sage ich Euch hiermit: Bezahl's Gott! — Das wird doch auch Geltung haben da oben?“ Julchen! fragt sie darauf. Gewiß! erwiderte ich. „Denkt doch an das Wort unseres Heilandes, liebe Frau: „Was Ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt Ihr mir gethan!“ Da wurde die Frau ganz nachdenklich, ergriff meine Hand und dankte mir.“

„Nu und derno, s dritte „Bezahl derich Gott“, hat se denn das od noch derwischt?“ fragte die Hoppebäuerin mit gespannter Miene.

„Gewiß! Noch ein halb' Duzend und mehr hat sie bekommen vor ihrem Ende.“

„Deixel od! Wie is denn das nu zugegangen?“

Betjulchen nahm eine jener schlaun selbstzufriedenen, gottergebenen Mienen an, wie sie im ganzen Kirchspiele nur allein ihr zu Gebote standen. Dann sprach sie: „Es ist nicht christlich, viel Mühlens von dem zu machen, was man Gutes gestiftet hat, Frau Hoppe! Und ich will mir ja auch kein Verdienst weiter daraus zurechnen. Aber ich darf wohl sagen, daß ich ein Werkzeug gewesen bin in der Hand eines Höheren.“

Betjulchen räusperte sich hier und führte ihr Taschentuch für einen Augenblick an die Nase. Nicht etwa, daß sie sich geschmaubt hätte! Sie stärkte sich nur an dem Wohlgeruch des Tuches, das bei Thymian und Lavendel gelegen und davon einen starken Duft angezogen hatte.

„Wie Ihnen bekannt sein wird, Frau Hoppe, lebte im Hause der Verewigten eine Magd, Toni mit Namen.“

„Das grüße Madel? Die heite su stemmen that?“

„Die nämlich! Dieses Mädchen also is schon seit drei Jahren bei der Verstorbenen in Diensten und war versprochen mit einem Kleber, Höhnekarl, der jetzt bei den Soldaten ist. Die Zweie gehen nämlich schon lange miteinander, und er will die Toni auch heirathen. Die Toni hat sich auch manchmal wegen Bräutigam's vertrauensvoll an mich gewandt; daher weiß ich's ganz genau. — Aber das neben-



bei! — Ich spreche also zu der Verewigten: Liebe Frau Kusbich, Sie haben da eine Magd im Hause, Toni mit Namen, ein braves Mädchen und arbeitsam . . . Nun, ich bezahle sie auch dafür! ruft die Kranke gleich dazwischen. Ein tüchtiger und getreuer Diensthote ist in unseren Tagen eine seltene Gabe Gottes, liebe Frau! sage ich dagegen. Wollen Sie dem braven Mädchen denn nicht Etwas zuwenden? Sie hat sich's um Sie verdient. — Da meinte sie: um's an die Diensthote wegzuworfen, hätte sie's nicht. Liebe Frau! sage ich, schnell tritt der Tod den Menschen an! — Bedenken Sie doch nur, daß die Frist vielleicht eine gar kurze ist, wo Sie noch Gelegenheit haben, Gutes zu thun auf dieser Welt. Wenn es dann im Jenseits heißen wird: Ich bin hungrig gewesen und Ihr habt mich gespeiset, ich bin durstig gewesen und Ihr habt mich getränkt' 2c. Wird dann der Herr auch zu Euch sagen: Ich bin ein Gast gewesen und Ihr habt mich nicht beherberget, ich bin nackt gewesen und Ihr habt mich nicht bekleidet' 2c. Und wie es weiter heißt im Evangelium: Und sie werden in die ewige Pein gehen; aber die Gerechten in das ewige Leben.

Da wurde die Verewigte ganz ängstlich und fragte: Meinen Sie wirklich, Zulchen, daß danach gefragt werden wird da oben? — So sieht's in der Bibel, sage ich, im Matthäus-Evangelium, und was in der Bibel steht, ist wahr! Das machte doch Eindruck auf ihren verstockten Sinn. Freilich, ihre Seele hing noch immer an der irdischen Habe, und es bedurfte viel Gebets und frommer Worte, um sie auf den Heilsweg zu führen. Ich stellte ihr auch vor, daß es doch viel besser sei, wenn sie das arme Mädchen, das in ihrem Dienste stand, glücklich mache, als daß die Verwandten nach ihrem Tode Alles erben. Und sehen Sie, Frau Hoppe, das leuchtete ihr ein. Wenn sie die Erben ärgern könne, indem sie der Magd etwas vermachte, da

wollte sie's thun, meinte sie, und ich mußte gleich Papier nehmen und schreiben. Zweihundertundfünfzig Thaler vermache ich der Toni, damit sie heirathen könne, und die Erben sollten dem Mädchen das auszahlen.

„Zweihundertfünfzig Thaler!“ Die dicke Hoppebäuerin mußte Halt machen, so gewaltig imponirte ihr die Summe. „Zweihundertundfünfzig Thaler.“

„Ja, ihr Testament hatte sie schon früher gemacht, aber wenn man so etwas nachträglich schreibt, das gilt auch . . . Ehe ich nun fortging, rief ich mir die Toni 'ran; die war gerade beim Träbern im Stalle . . . Toni, sag ich, die Bäuerin hat Dir was vermacht. „Was?“ ruft die, und will's nicht glauben. „Meine Frau — mir was vermacht!“ — Ja, ja! sag ich, damit Du heuern kannst. Zweihundertundfünfzig Thaler! — Das wollte dem Mädchel natürlich nicht gleich in den Kopf. Da sage ich: Höre mal, Toni, der liebe Gott hat das Herz Deiner Herrin gerührt, und Du nimm es mit dankbarem Gemüthe an, was Dir wird, und forsche nicht darnach, woher es kommt; aber ein vergiß nicht, wenn die Bäuerin Dir's sagen wird, dann sprichst Du zu ihr: „Bezahl's Gott!“ Verstehst Du, vergiß mir's nicht: „Bezahl's Gott!“ — Aber sag's nicht, daß ich es gewesen bin, die Dich das geheissen.“

„Ahu!“ rief hier die Hoppebäuerin. „Ahu! — Nu merk's was. So rim! . . . Ihr seid aber eine Ausgefemte, Zulchen!“

Betjulchen ging auf diese Bemerkung nicht ein, sondern fuhr in mildem Predigtton also fort:

„Am nächsten Tage ging ich bei Zeiten wieder zu der Kranken. Ich fand sie gänzlich verändert, man könnte sagen, sanfte Verklärung lag über ihrem ganzen Wesen. Nun kann ich in Frieden sterben!“ sagte sie. So! sage ich, und stelle mich, als wüßte ich von nichts. Da erzählte sie mir denn, daß sie mit der Toni gesprochen und wie das Mädchel gerufen hätte, als sie ihr das von den zweihundert-

fünfzig Thalern gesagt: Bezahl's Gott! — Das ist brav von dem Mädchen, sag ich, und ein Zeichen frommer Gesinnung; und ich dachte, liebe Frau, zur Belohnung dafür könntet Ihr der Toni noch etwas darauf geben. — Das habe ich auch schon gedacht, Zulchen! sagte sie da, und ich habe dem Mädchel gesagt, sie soll auch noch ein vollständiges Bett und einen Kleiderschrank und eine Kommode dazu bekommen, obendrein. Eh daß ich's den Erben gönne, da soll's doch lieber noch die Toni haben, die dankt mir's doch wenigstens. Und denken Sie nur, Zulchen, als ich das mit dem Bette und dem Kleiderschranke und der Kommode raus hatte, da wird doch das Mädchel, die Toni, von Niemand über mich sprechen: „Bezahl's Gott, Bäuerin — bezahl's Gott!“ . . . und so in einem fort. „Bezahl's Gott!“ Als ob sie überhaupt nichts Anderes mehr wüßte. Kann hab ich er wohl ein Duzend zusammen. Das muß doch nun langen? . . .“

„Ne, wirklich! 's is de Meglichkeit!“ rief die Hoppebäuerin, und es war schwer aus ihrem Mienenpiel zu lesen, ob sie sich über das Gehörte freue, oder ob es sie nicht im Grunde wurme, daß die Verstorbene so billig zur Seligkeit gelangt sei.

„Ja,“ sagte das Betjulchen, „und ein paar Tage darauf ist dann Frau Ernestine Kusbich selig entschlafen — im freudigen Vertrauen auf die Gnade des Erlösers.“

Die beiden Frauen gingen eine Weile schweigend nebeneinander her. Die Hoppebäuerin sann offenbar dem eben Gehörten nach. Eine Lücke schien ihr der Vorgang doch noch zu haben. Das breite Gesicht der Bauersfrau nahm einen verschämigten Ausdruck an, als sie sagte:

„Und woas hat Ihr denne dervon gehoot, Zulchen? Imsouft habt Ihr der Kusbichen de ewige Seligkeit doch och nich verschafft? . . . He! . . .“

Da verfärbte sich Betjulchen's Gesicht. Verrgerlich meinte sie, das ginge Niemanden nichts an. —



**Serbstgefühl.**

**Greter grüne, Du Laub,  
Am Rebengeländer  
Hier mein Fenster herauf!  
Gedrängter quellet,  
Zwillingsdrerren, und reiset  
Schneller und glänzend voller!  
Euch brütel der Mutter Sonne  
Scheideblick, Euch umsäufelt  
Des holden Himmels  
Fruchtende Fülle;  
Euch kühlet des Mondes  
Freundlicher Rauberhauch,  
Und Euch behauren, ach,  
Aus diesen Augen  
Der ewig belebenden Liebe  
Voll schwellende Thränen.**

Goethe.

**Farbenblindheit.** Etwa zwei Prozent aller Menschen, die sogenannten Farbenblinden, sehen außer der Reihe der neutralen, schwarzgrau-weißen Töne nur zwei Reihen von eigentlichen Farben, und zwar nur Blau und Gelb in verschiedenen Helligkeits- und Sättigungsgraden, während ihnen die Hauptfarben Roth und Grün, sowie alle Zwischenfarben zwischen diesen und Blau und Gelb völlig fehlen. Man kann sie daher als Rothgrünblinde bezeichnen. Ein gewisses Purpur- oder Karminroth und ein gewisses Mangrün erscheinen ihnen, wie Ebdinghaus in seinen „Grundzügen der Psychologie“ ausführt, neutral; das Spektrum, in dem die purpurothen Töne fehlen, zerfällt für sie in zwei Hälften, eine gelbe und eine blaue, die an den Enden gefättigte Farben zeigen, nach der Mitte zu durch weislichere Töne in eine völlig neutral aussehende Stelle übergehen. Die Farben einer Hälfte des Spektrums können daher von den Farbenblinden leicht miteinander verwechselt werden, so z. B. Roth mit Grün. Dabei verwechseln sie nicht unterschiedslos jedes Roth mit jedem Grün, sondern immer nur Bestimmtes mit Bestimmtem, je nach den Sättigungs- und Helligkeitsverhältnissen, sowie auch nach individuellen Eigenthümlichkeiten. Der Eine kann Erdbeeren nicht von ihrem Laube an der Farbe unterscheiden, ein Anderer nicht Zehnpfeimigmarken von Fünfpfeimigmarken, der Dritte nicht die rothen von den grünen Signalfcheiben der Eisenbahnen und Schiffe usw.

Interessant auch in allgemeiner Hinsicht ist bei dieser Erscheinung der Farbenblindheit, daß man erst seit etwa hundert Jahren, ja in weiteren Kreisen kaum seit einem Menschenalter, auf die Existenz einer so verbreiteten und praktisch so bedeutenden Anomalie aufmerksam geworden ist. Das liegt an zwei Umständen. Erstens findet man auch bei Normalsehenden vielfach eine große Unsicherheit in der Nennung, ja unter bestimmten Bedingungen auch im Erkennen von Farben. Bei Lampenlicht werden z. B. blaue und grüne Farbtöne leicht verwechselt. Daburgh gelten die Farbenblinden in ihren Kreisen für Leute, denen allgemein vorkommende Unvollkommenheiten nur in etwas höherem Grade anhaften. Zweitens aber lernen die Farbenblinden, um sich in der Jedermann gefäufigen und doch für sie nicht recht passenden Farbbenennung keine Blößen zu geben, auf andere Merkmale sehr sorgfältig achten, namentlich auf die Helligkeits- und Sättigungsgrade. Was bei anderen Menschen roth, gelb und grün nennen, sehen sie allerdings Alles in demselben Farbtone,

nämlich gelb, aber doch mit großen Verschiedenheiten. Das sogenannte Roth ist für sie eine relativ dunkle und satte Farbe, Gelb eine relativ helle, Grün eine minder gefättigte. Indem sie sich hieran orientiren und zugleich natürlich Dinge mit allgemein feststehenden Farbenamen (wie Blut, Rothwein, Laub) ebenso bezeichnen, wie sie es von Anderen hören, vermögen sie im Ganzen recht gut durchzukommen. Fast immer so gut, daß mit direkten Fragen über das Aussehen dieser oder jener Farbe hinsichtlich der eigentlichen Beschaffenheit ihres Empfindens garnichts Zuverlässiges aus ihnen heraus zu bekommen ist. Dazu muß man sie aus einer großen Zahl verschiedener Farben diejenigen zusammensuchen lassen, die ihnen gleich oder sehr ähnlich erscheinen, oder — noch besser — sie an Apparaten mit veränderlichen Farben eine Anzahl Gleichungen herstellen lassen. Daß nun aber gerade Gelb und Blau sowie die neutralen Farben diejenigen sind, die sie empfinden, weiß man aus der Beobachtung einiger seltener Fälle, in denen die Farbenblindheit auf ein Auge beschränkt war, während das andere sich normal verhielt.

Bei einzelnen, allerdings nur sehr seltenen Individuen, findet sich auch eine totale Farbenblindheit. Bei diesen löst, alles objektive Licht nur Empfindungen von Weiß und den verschiedenen Schattirungen Grau aus; jede Buntheit der gesehenen Dinge ist ihnen unbekannt, die ganze Welt gleicht einer Photographie oder einem Kupferstich. Auch das Spektrum erscheint als durchaus farblosler Streifen, in der Mitte hell und nach den Enden zu dunkel. Bisher sind aber nur etwa ein Duzend Fälle genauer bekannt geworden. Durchweg fanden sich in diesen, außer der Anomalie des Farbensiehens, noch andere krankhafte Eigenthümlichkeiten, so namentlich eine erhebliche Verminderung der Schärfe, weiter fortwährende Zudungen der Augen in horizontaler Richtung, außerdem eine starke Lichtscheu. Helles Licht blendet die total Farbenblinden, sie suchen es daher nach Möglichkeit zu vermeiden. —

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Deuthstraße 2, zu richten.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**